

# WEINHÜBEL

*einst und jetzt*

**Posottendorf – Leschwitz**





## Spurensuche in vergangenen Zeiten

Weinhübel, heute Vorort von Görlitz, hat eine lange Geschichte. Erstmals wurde es 1305 im ältesten Görlitzer Stadtbuch als Posottendorf-Leschwitz erwähnt. Doch die Besiedlung im Umfeld reicht einige Jahrtausende weiter zurück, bewiesen durch Bodenfunde aus der Jüngeren Steinzeit – eine Knaufhammeraxt und eine breite Feldhacke, als Einzelstücke entdeckt am Anfang der 30-er Jahre des 20. Jh. Zur gleichen Zeit erhärtete eine größere Anzahl von Grabungsexponaten aus einem Flachgräberfeld im Areal zwischen der heutigen Friedrich-Engels- und der Leschwitzer Straße die Erkenntnis über eine frühe Besiedlung innerhalb des Ortsbereiches während der Bronze- bzw. Frühen Eisenzeit. Sehr viel später entstand dann Leschwitz als eine slawische Ortsgründung.

Der Name geht auf einen slawischen Edlen namens Les zurück (wohl verwandt mit dem deutschen Wort „Wald“); Posottendorf lässt durch den zweiten Namensteil auf eine deutsche Gründung schließen, wobei aber der erste Wortbestandteil wiederum seine Wurzeln im Slawischen hat: „Boc“, im Kern die Bezeichnung für einen Gott.

Für die Gründungszeit selbst gibt es keine gesicherten Angaben. Immerhin aber scheinen hier Deutsche und Slawen schon vor 1300 zu beiden Seiten des Flusses in gutnachbarschaftlichen Beziehungen miteinander gelebt zu haben – gewissermaßen ein frühes Beispiel für die heutige Europastadt Görlitz-Zgorzelec.

1337 wurde die Kirche von Posottendorf-Leschwitz in einem Zinsbrief des Königs Johann von Böhmen (geb. 1296; Regierungszeit 1310 bis 1346) erstmals erwähnt. Der aus dem Hause Luxemburg stammende Regent war der Vater des berühmten Kaisers Karl IV. Er selbst fiel 1346 in der Schlacht von Crecy (Ostfrankreich). Obwohl erblindet, hatte er dem französischen Herrscher sein Ritterwort gegeben, in einem Kriegsfall an dessen Seite zu stehen. Er ließ sich von zwei Edelleuten in die Schlacht führen und wurde ohne Rücksicht auf sein Gebrechen gemeinsam mit seinen Begleitern sofort erschlagen. Das war in der ersten Zeit des sog. Hundertjährigen Krieges (1339 bis 1453), den England und Frankreich um die Vorherrschaft in Europa führten.

Der besagte Zinsbrief aber lässt sich nachweisen im „Codex diplomaticus Lusatiae superioris“ (Band I, 2. Auflage), herausgegeben von Gustav Köhler, Görlitz, 1856, S. 317 f. Eine Abschrift der heute verlorenen Urkunde fand sich zudem 1978 unter den Dokumenten im Turmknauf der Kirche, angefertigt 1738



Bodenfunde aus dem Weinhübler Grabungsfeld

durch Christian Knauth, späterer Pfarrer in Friedersdorf. Ihre Übersetzung, 1831 von dem Görlitzer Superintendenten Dr. Mößler verfasst, hat folgenden Wortlaut:

*„Wir, Johannes, von Gottes Gnaden König von Böhmen und Graf von Luxemburg, tun hiermit kund und zu wissen männiglich, das vor Uns erschieener, Unser lieber, getreuer Ulmann aus der Münze, Bürger von und zu Görlitz, ohne alle Beredung, Gewalt oder angewandte List, lediglich aus gutem, rechtlichem Willen die 8 Mark jährlichen Einkommens, welche er von dem Dorf Leschwitz im Görlitzer Kreis zu beziehen hatte und seit langen Jahren bezogen hat, zugleich mit dem ihm allein zukommenden Patronatsrecht über die Pfarrkirche des gedachten Ortes an Uns abgetreten hat und in Unsere Hände zur freien Verfügung übergeben hat.*

*Und da wir in Erfahrung gebracht, dass das Einkommen des Hospitals für Schwache in Görlitz so niedrig und kärglich gestellt ist, dass die darin untergebrachten Armen einer Unterstützung und Almosen sehr bedürfen: So wollen Wir, in dem Hoffen, Uns in diesen Armen einen Schatz im Himmel anzulegen, den Hilfebedürftigen, die zur Zeit in diesem Hospital leben, 4 Mark jährlichen Einkommens und anderer Emolumente (d. i. Nebeneinkommen), die Uns samt dem obgemeldeten Patronatsrecht durch die Verzichtleistung des zuvor gedachten Ulmann zufallen, der Commune der Stadt Görlitz mit Königs Milde dergestalt überwiesen haben, dass sie darüber ruhig und ungestört schalte, und befehlen Wir demnächst Unseren jetzigen und zukünftigen Beamten in Böhmen und Polen, dass sie dieser Unserer Schenkung zu keiner Zeit hemmend entgegenreten.*

*Gegeben mit Unserer Namensunterschrift zu Breslau am Tage Epiphaniens (6. Januar) im Jahre nach Christi Geburt 1337.“*

Auf Grund der Tatsache, dass im Zusammenhang mit dem genannten jährlichen Einkommen das Patronatsrecht 1337 als schon „seit langen Jahren bestehend“ bezeichnet wurde, ist der Schluss gerechtfertigt, dass die Kirche zu Leschwitz, dem heutigen Weinhübel, wesentlich früher erbaut worden sein dürfte, möglicherweise um 1300, wonach sie eines der ältesten Gotteshäuser in der Oberlausitz wäre.

## *In vergilbten Seiten geblättert*

Womit nur soll man beginnen, wenn man einen Zeitraum von sieben langen Jahrhunderten in wenigen Zeilen einfangen will? Vielleicht mit dem WETTER – Wetter ist immer. Es gibt keinen Tag ohne Wetter. Deshalb reden die Leute so gern davon. Die Chronik des Ortes berichtet von Trockenheit und Hitze, von Kälte und Schneemassen, die das Dorf unter sich zu begraben drohten, doch nicht minder von zahllosen Wintern, in denen es viel zu wenig Schnee gab; sie kennt Sommer, die das Getreide auf den Feldern und das Obst auf den Bäumen in nie dagewesener Fülle reifen ließen, verzeichnet aber auch Dürre und Mangel zur Erntezeit in anderen Jahren; sie erzählt von Nordlichtern, hin und wieder von Kometen, im Jahr 1872 sogar von einem Erdbeben; nicht selten von Stürmen mit Staub und Schloßen, groß wie Kirschen oder gar wie Walnüsse, einmal in Form flacher gezackter Scheiben; von einem fürchterlichen Unwetter, das 1562 am St.-Gregorius-Tag (12. 3.) den Turm herabgeworfen. (Diesem Wettersturm fiel übrigens auch der Dachreiter der Görlitzer Annenkapelle zum Opfer, der nachmals nie wieder hochgezogen wurde). Ein übles Schlackerwetter ruinierte den Turm der Weinhübler Kirche abermals im Juli 1773, so dass er neu gedeckt werden musste und einen roten Anstrich bekam.

Mit dem Wetter zusammen hingen die WASSERFLUTEN, die das Dorf immer wieder heimsuchten. Die Neiße (in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes: der jähe Fluss) verdiente ihren Namen jahrhundertlang zu Recht: Oft genug lag die Brücke zwischen Posottendorf und Leschwitz unter Wasser – sie war freilich niedriger als die letzte von 1883. Einmal kam das Hochwasser so schnell über den Ort, dass die Gottesdienstbesucher fürs Erste nicht nach Posottendorf zurückkehren konnten.

Kaum ein Jahrzehnt verging, in dem nicht FEUER ausgebrochen wäre und den Ort bedroht hätte – nicht nur in Kriegszeiten. Meist entstand es durch Unvorsichtigkeit, durch sorglosen Umgang, nicht selten durch Brandstiftung; nahezu zahllos erscheinen die Fälle, die die Chronik in dieser Hinsicht immer wieder nennt.

Durch Blitzschlag gab es offenbar nur geringe Schäden. Ein Feuer aber blieb meist nicht auf ein einzelnes Anwesen beschränkt; mitunter verloren Menschen dabei ihr Leben; einmal wurde im letzten Augenblick eine im Haus aufgebahrte Leiche vor dem Verbrennen „gerettet“. Am 5. und 6. September 1813 – letztes Auflodern der Napoleonischen Kriege in der Oberlausitz – brannten das Pfarrhaus, drei Bauerngüter, der Kretscham, acht Gärtner- und sieben Häuslerwohnungen ab, dazu drei Gemeindehäuser und die Schäferei. Der Chronist beklagt in diesem Zusammenhang die Verwahrlosung der durchziehenden Soldaten.

Entsetzlich waren die KRIEGSLASTEN, die immer wieder den Einwohnern auferlegt wurden: von der Hussitenzeit über den Siebenjährigen Krieg bis hin zum Jahr 1945. Erstaunlicherweise gibt es in diesem Zusammenhang über die Auswirkungen des 30-jährigen Krieges für das Dorf an der Neiße nur spärliche Mitteilungen. Jedenfalls aber blieben Plünderungen und Brandschatzungen für lange Zeit in fürchterlicher Erinnerung.

1757, im Siebenjährigen Krieg, standen am 13. Sonntag nach Trinitatis (7. September) preußische Wachen auf dem Kirchhof, die plötzlich ein höllisches Musketenfeuer entfachten. Das Volk lief, von panischem Schrecken gepackt, aus der Kir-

che. Die Schlacht am Jäkelsberg, östlich der Neiße, war in vollem Gange. Zu ihren Opfern gehörte der friederizianische General von Winterfeldt; namenlos blieben 2000 preußische und 1600 österreichische gefallene Soldaten – ein maßloser Blutzoll in einer Schlacht, die heute kaum noch mit einer Fußnote in den Geschichtsbüchern erwähnt wird.

Wie Feuer und Krieg, so setzten auch gefährliche KRANKHEITEN die Leute nicht weniger in Bedrängnis und Furcht. Die Chronik berichtet von Pocken und Masern, Influenza und asiatischer Cholera, aber auch von der über alles gefürchteten Pest. Was mag die Kirchengemeinde gedacht und gefühlt haben, als 1611 ihr Pastor Paul Weigel am Ende seiner Predigt auf der Kanzel verkündigte, dass er von der Pest infiziert sei, sich nach Hause schleppte und dort auch starb?

Wer vermag noch zu zählen, wie oft die Chronik von ERTRUNKENEN berichtet, nicht selten von Selbstmördern. Die Neiße war den Anwohnern über die Maßen gefährlich. Sie forderte das Leben von Alten und Jungen beim Baden ebenso wie bei der Viehschwemme. Immer wieder gewinnt man heute den Eindruck, dass es den Menschen wichtiger war, den gefährdeten Ochsen oder das Pferd zu retten, als an die eigene Sicherheit zu denken. Auch Mühlrad und Mühlgraben rissen ihre Opfer immer wieder in einen jähen Tod.

Was die SELBSTMÖRDER betrifft, so wird ihnen oft Trunkenheit oder liederlicher Lebenswandel nachgesagt. Dass häufig eine soziale Notlage zu dieser Tat führte, steht bestenfalls zwischen den Zeilen. Nur gelegentlich wird auch die Flucht aus einer unheilbaren Krankheit als Ursache angegeben.

Soll man's schamhaft verschweigen oder doch mitteilen? Die Chronik berichtet von zahllosen DIEBSTÄHLEN, die den Eindruck erwecken, als wäre es in Leschwitz stets und ständig üblich gewesen, wie die Raben zu klauen. Offenbar schlugen die Diebe um keines der Häuser einen Bogen. Nicht einer der Chronisten aber fragt nach den Ursachen; dabei dürften Mangel und Not oft genug auslösendes Motiv gewesen sein.

Die Diebe schreckten offenbar vor nichts zurück. Einbrüche in die Kirche waren nicht selten – sogar die Turmuhr wurde gestohlen, allerdings „von gottlosen Kroaten“ während des 30-jährigen Krieges. Auch der Pfarrherr blieb von solchen ungebetenen Besuchern nicht verschont. Ein alter Teppich, ein kupferner Bettwärmer und vierzehn Flaschen Wein aus dem pastörlchen Keller wechselten so auf unliebsame Weise den Besitzer. Nicht ohne hintergründigen Witz scheint die Tatsache zu sein, dass der Lehn- und Gerichtsherr höchstselbst, also einer der Gutsbesitzer, davon nicht ausgenommen war: Eines Morgens fehlte ihm sämtliche Wäsche auf der Leine, angefangen von zwölf feinen Männerhemden mit Hohlsaum und Manschetten bis hin zu fünf Schnupftüchern. „93 Reichsthaler“ soll der Schaden betragen haben.

Dass das Haus des Totengräbers während einer Beerdigung ausgeräumt wurde, klingt fast schon makaber.

Im Zusammenhang mit der offensichtlich zunehmenden Verrohung der Sitten wurde am 4. April 1704 ein großer Bußtag verordnet, „an welchem zwei scharfe Texte erklärt wurden (Hesekiel 21,8: *So spricht der Herr: Siehe ich will an dich und will in dir ausrotten Gerechte und Ungerechte...* - und Jesaja 22, 12-14: *...wahrlich diese Missetat soll euch nicht vergeben werden, bis ihr sterbt! spricht Gott der Herr Zebaoth*). Darauf sind“, so die Chronik, „des Nachts Kirchendiebe gekommen, die das eiserne Gitter in dem Sa-

kristeifenster mit Balken zerbrochen, den sauberen (!) silbernen und stark vergoldeten (Abendmahls)Kelch und 9 Thlr. in einem verschlossenen Tischkästel gestohlen haben. Der Herr verfolgte sie mit seinem Donner! – Dergleichen sich sonnabends darauf bei einem Gewitter ereignete.“

Dass der Patron Christian Müller Anfang des 19. Jh. schriftlich verfügte, die Weihnachtspredigt möge nicht länger als eine halbe Stunde dauern, eine PREDIGT überhaupt nicht länger als eine Dreiviertelstunde, lässt interessante Fragen zu. Tat er's seinetwegen? Wollte er den Pastor nicht über Gebühr strapazieren, oder dachte er dabei an die sicherlich oftmals müden Bauern? Vielleicht hatte er schlichtweg den Eindruck, dass sie für ihn zu wenig arbeiteten, wenn sie zu lange in der Kirche saßen?

Es war damals jene Zeit, in der die Leute noch staunen konnten, zum Beispiel über eine Hündin, die vierzehn Junge warf, von denen dreizehn am Leben blieben, oder über ein Kalb mit zwei Köpfen. Ein solches Ereignis gab unseren fernsehlosen Altvorderen Gesprächsstoff die Fülle auf lange Sicht.

Kaum noch denkbar heute, aber Ende der 20-er Jahre des 20. Jh. zumindest in Weinhübel üblich, dass der Pfarrer hinter dem Pfluge ging – praktikable Erarbeitung seiner Naturalbezüge. Dass er bei solcher Tätigkeit eines Tages den Zeitpunkt einer Beerdigung vergessen hatte und eiligst vom Kirchacker geholt werden musste, als schon die Glocken läuteten, zudem dann, bereits im rasch übergeworfenen Talar, noch immer seine erdverkrusteten Stiefel trug – das wurde lange erzählt.

Für den BAU DER KIRCHE und deren Erhaltung ist die Gemeinde immer wieder treulich eingetreten. Ein besonderes Sorgenkind muss der Dachreiter gewesen sein! Durchweg zweimal in jedem Jahrhundert wurde er reparaturbedürftig. Erst seit 1895 trägt er die heutige Schieferverkleidung. 1680 musste der kurz zuvor aufgesetzte Knopf ein zweites Mal herabgenommen werden, weil der Zimmermann nach heutigen Begriffen geschludert hatte. Es wäre allerdings höchst unsachlich, darüber die Nase zu rümpfen – nicht nur, weil es schon lange her ist, sondern weil sich 300 Jahre später, 1978, beim Abbau des Gerüstes am Turmschaft eine ähnliche Situation ergab.

In höchste Gefahr geriet das Kirchengebäude in den ersten Maitagen 1945, als die Neißbrücke (wie auch die Brücken im Stadtgebiet) sinnlos gesprengt wurde – die Rote Armee rückte mit Kriegsende von Bautzen her nach Görlitz ein, war also auf keine der Neißbrücken im Umfeld der Stadt jemals angewiesen. Damals gingen sämtliche Fenster zu Bruch. Schäden am Mauerwerk des Gotteshauses entstanden glücklicherweise nicht.



Die Neißbrücke von 1883 (1940)

Nach 1950 erfolgte eine durchgreifende Innensanierung, wobei auf eine farbliche Neugestaltung der Emporen verzichtet wurde. Dabei erhielten die beiden Patronatslogen vorn links ihre heutige Gestalt. Sie wurden übrigens erst um 1800 eingebaut. Der Raum, den die untere Loge einnimmt, diente bis dahin als Sakristei. An ihrer Statt wurde damals der Anbau hinter dem Altar geschaffen.

1963 entstand unter aktiver Mithilfe zahlreicher Gemeindeglieder aus der alten Pfarrscheune ein schmuckes Gemeindehaus, das seither als Winterkirche und für die unterschiedlichsten Gemeindeveranstaltungen genutzt wird. Es wurde bald darauf erweitert, als man das alte Pfarrhaus aus der Zeit der Befreiungskriege mit seiner imponierenden Fachwerkkonstruktion einer höchst notwendigen Verjüngungskur unterzog.

1978 konnte – übrigens eine der letzten Klammern deutsch-deutscher Gemeinsamkeit während der DDR-Zeit – mit Hilfe der Partnergemeinden Apen/Bookholzberg in Oldenburg die Schieferverkleidung des Turmes erneuert werden, ebenso die Vergoldung des Turmknopfes und der Wetterfahne. 1984 erfolgte die Generalreparatur des Daches, 1985/86 die Erneuerung des Außenputzes – beides nach mehr als 100 Jahren wiederum erforderlich.

Dass dann 2004 mit Hilfe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, mit Unterstützung des Freistaates Sachsen und mit einem erheblichen Eigenanteil aus dem Kirchengemeindehaushalt die längst fällige Außensicherung des Bauzustandes erfolgte, lässt einmal mehr erkennen, dass ein Kirchgebäude, und sei es nur ein kleines Dorfkirchlein, eine ständige Baustelle mit stets neuen Herausforderungen bleibt.

Die Gemeinde von heute hat in einer sich immer wieder wandelnden gesellschaftlichen Umwelt – Kaiserreich, Weimarer Republik, 12 Jahre Drittes Reich, sowjetische Besatzungszone und DDR-Zeit, schließlich geeinte Bundesrepublik Deutschland – mit großer Einsatzbereitschaft an Geld und Zeit nicht wenig getan, um das Erbe der Väter zu erhalten, denn:

*Leben verrinnt und Name verweht,  
Steine dauern und ragen.  
Du, der wandernd vorüber geht,  
höre die Schweigenden fragen:  
Ob in künftigen Tagen,  
wenn dein Staub in den Winden weht  
auch dein Wirken und Wagen,  
heilig wie Ahnensagen  
noch am Wege der Enkel steht.*  
(Lulu von Strauß und Torney)

## *Mitteilungen aus dem Kirchturm*

Als im Sommer des Jahres 1978 der Turmknauf des Dachreiters der Auferstehungskirche abgenommen wurde, um neu vergoldet zu werden, fanden sich in seinem Inneren zwei Kapseln. Die eine enthielt sieben Urkunden mit interessanten Aufzeichnungen über die Geschichte der Auferstehungskirche, die andere 29 Päckchen mit 76 Münzen. Drei davon waren Gedenkmünzen, die übrigen galten einst als Zahlungsmittel.

Die älteste der Münzen ist ein sog. Mariengroschen von 1708. Seine Rückseite zeigt den Heiligen Andreas mit dem nach ihm benannten Kreuz. Die vom Umfang her kleinste Münze, ein ½ -Groschenstück von 1826, weist einen Durchmesser von 14 mm auf. Als größte Münze präsentierte sich mit 38 mm Durchmesser und 27 g ein silbernes Fünfmärkstück von 1891 mit dem Kopfbildnis des damaligen Kaisers Wilhelm II., auf dem Rand die Gravur: „Gott mit uns!“

Die Schmuckstücke unter den Funden bildeten zweifellos zwei Gedenkmünzen. Die erste wurde 1817 zur 300-Jahr-Feier der Reformation geprägt. Einige Stichworte sollen sie kennzeichnen: 53 mm Durchmesser, Zinn; Vorderseite: Brustbild Martin Luthers mit der Umschrift: Doctor Martin Luther. Inschrift auf der Rückseite: Durch das helle Glaubenslicht / das einst Luther angezündet / sehn wir nun dreihundert Jahr / Deutschlands Heil und Wohl begründet. 1817.

Die andere Denkmünze, wahrscheinlich eine Zinnlegierung, Durchmesser 47 mm, zeigt die Bildnisse Luthers und Melanchthons. Sie erinnert an die 300-Jahr-Feier der Augsburger Konfession 1830.

Eine dritte Gedenkmünze wurde auf die Rückkehr des Königs August von Sachsen aus der Gefangenschaft am „7ten Juny 1815“ geprägt. Ob ihre Stifterin, Caroline verwitwete Anspach, die Nachwelt daran erinnern wollte, dass durch die Entscheidung des Wiener Kongresses von 1815 die östliche Oberlausitz und damit Posottendorf-Leschwitz nicht mehr dem Wettiner Königshaus zugehörte, sondern fortan zu dem von den Sachsen nicht sonderlich geliebten Preußen?

Betrachtet man die in der Kapsel enthaltenen Münzen für den Zahlungsverkehr, so kommt man zu dem Schluss, dass Görlitz offenbar immer ein Brennpunkt bewegten Handels gewesen ist. Sächsisches Geld mit dem Bildnis Augusts des Starken findet sich neben einem preußischen Groschen von 1782 mit den Initialen FR – Fridericus Rex. Ein Bernburger Groschen, sicher eine Kuriosität, mit dem Bildnis eines Hundes, der über eine Brücke läuft, liegt neben einem Greizer Dreier, eine österreichische Münze neben abgegriffenem, kaum noch definierbarem böhmischen Geld, auf dem man andeutungsweise den Löwen als Wappentier erkennen kann. Sie vermitteln ein deutliches Bild davon, dass jedes Ländchen bis ins 19. Jh. hinein seine eigene Währung hatte.

Interessant war schließlich der Umstand, dass die Stifter dieser Geldstücke ihre Münzen in einen Zettel gewickelt hatten, auf dem gleichsam als persönliche Botschaft ein Grußwort stand. Die älteste Mitteilung dieser Art stammt von dem Zimmermann Andreas Klungsten, der 1738 innerhalb von 11 Tagen den Turmknauf heruntergenommen und wieder aufgesetzt hatte. Zu den jüngst datierten Einlagen dieser Art gehört das Begleitschreiben für das Scherlein der Pfarrköchin von 1895: *Zu der Turm Wiederherstellung*

*lege ich dieses Geldstück 10 Pfg. dazu. Luise Aedtner geboren den 25. Dezember 1877 in Köslitz, Pfarr Köchin in Leschwitz, den 26. Juni 1895. Herr ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnt. –*

Diesen Münzen wurden damals zwei Fünfmärkstücke aus DDR-Zeiten hinzugefügt, eines mit der Prägung des Brandenburger Tores in Berlin, eines mit der Aufschrift 20 Jahre DDR; außerdem eine Gedenkmünze zur Erinnerung an die 900-Jahr-Feier der Stadt Görlitz im Jahr 1971 – künftigen Generationen zum Gruß.

Aus den 1978 im Turmknauf vorgefundenen Urkunden seien nun einige Textauszüge mitgeteilt.

1605: Gott verleihe diesem Gotteshaus seinen göttlichen Segen und Güte...langwierige (d.i. lange dauernde) Beständigkeit. Amen.

1738: ...der Kirche in Leschwitz...mit herzlichem Wunsche, dass Gott sein heiliges Wort rein und lauter bis ans Ende der Welt zu verlorener Seelen Heil darinnen lehren lassen wolle.

1773: Der große Gott erbarme sich künftig über uns und lasse uns seine Gnadensonne beständig scheinen, wende Krieg, Feuer, Wassergefahr, Schlacken (d. i. Hagel), Ungewitter und alles Ungemach und Unglück gnädig von uns ab, behalte uns beständig in seinem Schutze und lasse uns bei dem reinen Worte des Evangeliums in beständigem Segen,...Gesundheit, Ruhe, Liebe, Friede und Einigkeit leben. Er erhöere uns um Jesu Christi willen, seines geliebten Sohnes.

1895: Der allmächtige, ewige Gott...wolle auch ferner uns und unserer lieben Kirche seinen Gnadenschutz angedeihen lassen, damit sie sei und bleibe eine gern besuchte Sammelstätte gläubiger Christen und damit ihnen darin Gottes heiliges Wort lauter und rein gepredigt und seine heiligen Sakramente in demselben verwaltet werden können zum Heil und Segen der Bewohner unserer Parochie und zu ihrer Seelen Seligkeit, vornehmlich aber zur Ehre des dreieinigen Gottes, welchem sei Dank, Preis und Anbetung jetzt und zu allen Zeiten durch Jesum Christum, unseren Heiland und Erlöser. Amen.

1978: Von guten Mächten wunderbar geborgen, / erwarten wir getrost, was kommen mag. / Gott ist mit uns am Abend und am Morgen / und ganz gewiss an jedem neuen Tag. Dietrich Bonhoeffer. Mit diesen Worten grüßt die Gemeinde von Weinhübel die Christen des kommenden Jahrhunderts!

Zum Kirchturm gehören die GLOCKEN – und auch da hat das kleine Kirchlein an der Neiße Besonders zu bieten. Wenn einmal die Geschichte der Glocken auf den Kirchtürmen der Oberlausitz geschrieben werden sollte, müsste mit Vorrang von der großen Glocke in Weinhübel die Rede sein. Immerhin trägt sie ihren bronzenen Mantel inzwischen mehr als vier Jahrhunderte; sie dürfte damit eine der ältesten Glocken der Region sein. Am 13. Juli 1571 wurde sie durch Tobias Laibener zu Zittau gegossen. So jedenfalls steht es in erhabenen Lettern auf ihrem Bronzekorpus. Das ist inzwischen mehr als 430 Jahre her.

Mit der Ortsangabe des Glockengießers ist nicht gesichert, ob es sich dabei lediglich um den Wohnort des Meisters handelt oder auch zugleich um den Ort seiner Produktionsstätte. Man darf im Allgemeinen davon ausgehen, dass eine größere Glocke im unmittel-

baren Umfeld der Kirche gegossen wurde, für die sie bestimmt war. Die damaligen Transportmöglichkeiten – kaum befestigte Überlandstraßen wie auch der relativ unzulängliche Fuhrpark – schlossen ein Verbringen des Gussstückes über größere Entfernungen von vornherein aus. Für die Weinhübler Glocke (ca. 600 kg) wäre eine Fuhre von Zittau nach Posottendorf-Leschwitz aber durchaus denkbar gewesen.

Diese Glocke ist ein Meisterwerk deutscher Glockengießerkunst. Ihr Bronzegewand trägt eine reiche Beschriftung, die sich auf das Erlösungswerk Christi bezieht, dazu ein Kruzifix, flankiert von zwei Frauengestalten. Der dazu gehörende Text ist in den damals üblichen Knittelversen gestaltet, wie sie seit Hans Sachs üblich waren:

*O Sünder, sieh mich eben an  
Wie ich tu hangen an 's Kreuzes Stamm,  
voller Bluth und Wunden roth  
muss schmecken den bitteren Tod,  
fühlen dazu der Höllenpein,  
wie meine Hände und Füße sind durchgraben,  
mit Galle, Myrthen musst ich mich laben.  
Meine Seit auch war geöffnet mir,  
damit meine Treue zeigen dir,  
wie gut der Vater und ich 's mein.  
Lass nur an dir nicht verloren sein.  
Denn dein und aller Menschen Sünde  
wohlan will ich gerne tran,  
will leiden dazu, was ich soll,  
allein sieh, gebrauch 's nur recht wohl,  
so lange du bist im Jammerthal,  
bis ich dich hole in meinen Saal.  
Du bist mir lieb, das sieh allhier,  
dort sollst du mehr haben, glaube mir.  
Aus Gottes Verleihung bekam ich die Gestalt  
von Tobias Laibener, da er war 33 Jahr und drei  
Wochen alt.*

Auf der (infolge der Aufhängung der Glocke) nach Mittag gerichteten Seite finden sich die Worte:

*Ich bin die Auferstehung (s. Joh. 11)  
Zu Gottes Wort läutet mich,  
den Zuhörern will rufen ich,  
Tobias Laibener zu Zittauer goss mich  
am 13. Tage Julius 1571.*

Zu dieser Inschrift gehört u. a. das Bild des triumphierenden Christus mit der Siegesfahne,



Große Glocke von 1571 (Detail)

stehend auf einem Totengrippe, und die Umschrift: *Tod, ich will dir ein Gift sein, Hölle, ich will dir eine Pestilenz sein (Hosea 13).*

Darüber hinaus ist auch der habsburgische Doppeladler dargestellt, dazu der böhmische Löwe mit einem Zepter in der Klaue und der Umschrift: Maximilian secundo cesare Romanorum, also der Hinweis auf den deutschen Kaiser Maximilian II. Als Habsburger war er gleichzeitig Landesherr von Böhmen und damit der Lausitz. Während seiner Regierungszeit (1564 – 1576) war der Protestantismus geduldet, wurde auch die Glocke für die Leschwitz Kirche gegossen.

Die Umschrift am oberen Glockenrand enthält Hinweise auf die damaligen Patronatsherren, besonders „die Edlen und Ehrenfesten Gebrüder Balthasar und Joachim von Giersdorf auf Döbschütz“ sowie zwei eingepfarrte Bürger aus Görlitz. Die Umschrift am unteren Glockenrand nennt den Namen des Pfarrers Johannes Schmieden (nach anderer Schreibweise: Schmyd), von dem später noch zu reden sein wird. Auf dem unteren Rand des Glockenmantels werden zudem Namen von (Gemeinde)Schreibern, Kirchvätern (Ältesten) und zwei Dorfrichtern mitgeteilt.

Der Glockengießer Friedrich Körner aus Sorau schätzte 1755 die Masse dieser Glocke auf ca. 12 Zentner, also auf mehr als eine halbe Tonne nach heutigen Maß.

Neben dieser großen Glocke taten seit Jahrhunderten eine mittlere und eine kleine ihren Dienst. Sie wurden im Ersten Weltkrieg vom Turm geholt; ihre Legierung von Kupfer und Zinn wandelte sich in Kanonenrohre. Sie wurden 1921 durch Stahlgussglocken ersetzt.

Die hochbetagte „Große“ aber muss noch einmal im Besonderen erwähnt werden. Ohne Rücksicht auf ihre kulturgeschichtlich hochkarätige Bedeutsamkeit wurde sie – was ihr im Ersten Weltkrieg erspart worden war – Anfang der 40-er Jahre des 20. Jh. vom Turm genommen und in das Glockenlager von Hamburg gebracht. Dort gehörte sie während des Zweiten Weltkrieges zur Materialreserve für die Rüstungsindustrie, entging aber dem Einschmelzen und konnte deshalb bald nach Kriegsende auf ihren angestammten Sitz zurückkehren.

Doch Anfang der 50-er Jahre zeigten sich bedrohliche Risse im Glockenmantel, die erst nach langwierigen Bemühungen fachmännisch geschweißt werden konnten. Dazu musste sie eine neuerliche Reise antreten – in die Glockengießerwerkstatt nach Apolda. Bald darauf konnte sie ihren seit Jahrhunderten inne gehaltenen Platz in luftiger Höhe wieder einnehmen. Dort wird sie hoffentlich noch lange ihren Dienst tun – Freude und Leid im Leben der Menschen allzeit begleitend, wie es Friedrich Schiller in seinem „Lied von der Glocke“ in lebhaften Bildern gestaltet hat, einmündend in den nie verklingenden Wunsch: „Friede sei ihr erst Geläute“.

Von den Segnungen des Friedens dürfte die Glocke des Tobias Laibener in Weinhübel auf Grund ihrer weit zurück reichenden Geschichte jedenfalls ein besonderes Lied zu singen wissen, wenngleich ihre eigentliche Aufgabe bis in unsere Zeiten hinein der nie verklingende Ruf zu gottesdienstlicher Feier geblieben ist.

## ***Einstmals Mittelpunkt des Ortes: Die Kirche***

Wie schon gesagt, dürfte die Weinhübler Auferstehungskirche auf Grund ihrer Entstehungszeit eine der ältesten Dorfkirchen der Oberlausitz sein – einst Mittelpunkt von Posottendorf-Leschwitz, jetzt gemeinsam mit der Kirche in Zodel und der Peterskirche in Görlitz eine der drei östlichsten Kirchen im heutigen Deutschland. Hans Lutsch, schlesischer Landeskonservator am Ende des 19. Jh., datiert zwar die Errichtung des Gotteshauses auf den Beginn des 16. Jh. („Kunstdenkmäler des Bezirkes Liegnitz“. Wilhelm Gottlob Korn Verlag Breslau. 1891); aber die Urkunde von 1337 nennt ausdrücklich „die Pfarrkirche des gedachten Ortes“ (d. i. Leschwitz). Der Wortlaut deutet darauf hin, dass sie längst vor diesem Zeitpunkt gestanden haben muss. Das spricht gegen die Auffassung von Lutsch, ebenso die in der Chronik bezeugte Tatsache, dass bereits in der Mitte des 15. Jh. von der Glocke auf dem Turm die Rede ist.

Wir dürfen vermuten, dass das ursprüngliche Kirchgebäude unter Nutzung der vorhandenen Bausubstanz gelegentlich verändert wurde, wie das letztmalig um 1800 beim Anbau der Sakristei und des Aufgangs zur oberen Patronatsloge der Fall war.

Der heute übliche Name „Auferstehungskirche“ setzte sich erst durch, nachdem Weinhübel (vor 1936: Posottendorf-Leschwitz; Posottendorf rechts der Neiße) 1949 in der Stadt Görlitz eingemeindet wurde. Er spiegelt die zentrale christliche Aussage des Ensembles der Kunstwerke in diesem kirchlichen Raum wider.

Das Innere der Kirche, vor allem das einfache Netzwerk des Gewölbes im Altarraum mit seiner rustikalen Bemalung, verrät zwar keine meisterliche Hand, verkörpert aber eine bäuerlich-handwerkliche Frömmigkeit, deren Kunstauffassung sich an der Spätgotik orientierte. Aus den früheren Zeiten



Die Auferstehungskirche zu Görlitz-Weinhübel  
(um 1300)

des Gotteshauses dürften auch die roten Weihekreuze an den Wänden des Altarraumes stammen. Sie wurden in katholischer Zeit stets dann angebracht, wenn die Kirche nach einer Zeit der Instandsetzung oder Renovierung wieder für den Gottesdienst genutzt werden konnte.

1423 gab es mindestens zwei Altäre. Der Hauptaltar war der Gottesmutter Maria geweiht, ein weiterer Johannes dem Täufer (Gedenktag 24. 6.), zugleich auch dem Heiligen Pankratius (christlicher Märtyrer, 293 unter Diokletian enthauptet, einer der „Eisheiligen“, Gedenktag 12. 5.) und der Heiligen Agnes (auch Agnete, erlitt 203 wegen ihrer Schönheit den Märtyrertod in Rom, Gedenktag 21. 1.). Da die Kirche damals mit Sicherheit noch keine Empore hatte, dürfte dieser Altar mit den drei Heiligen links neben dem Triumphbogen gestanden haben.

Das sakrale Ensemble der Inneneinrichtung, wie es der Besucher jetzt vor Augen hat, wurde nach dem 30-jährigen Krieg eingebracht. Es hält dem aufmerksamen Betrachter eine lebensvolle Predigt über Christi Tod und Auferstehung und gab letztlich der Kirche, wie schon erwähnt, ihren heutigen Namen.

Der Barockaltar des Bildschnitzers Jacob Riese entstand im Zeitraum von zehn Jahren zwischen 1683 und 1693. Er trägt in der Predella (dem Sockel) eine Abendmahlsdarstellung, gestaltet als Halbreief. Der Künstler hat den Augenblick gestaltet, in dem Christus seinem Verräter das Brot reicht. Dieser aber scheint schon nicht mehr zum Kreis der Jünger zu gehören – mit unmissverständlicher Geste strebt er von ihnen fort, dem Beutel nach, dessen Goldglanz ihn unwiderstehlich lockt. Darüber, im Blickzentrum, das Kirchenschiff beherrschend, sehen wir ein dunkel gewordenes Gemälde, die Kreuzigung Christi darstellend. Einzelheiten dazu müssen gesondert dargestellt werden, weil sich zu diesem Bild vielfältige Fragen entwickelt haben, deren überzeugende Beantwortung nach dem derzeitigen Wissensstand allerdings mehr auf spekulative Vermutungen als auf wirklich gesicherte historische Grundlagen angewiesen bleibt.

Wir wissen wohl, dass das Schnitzwerk des Altars durch den Maler Elias Kramer farblich gestaltet wurde. Er stammte aus dem nahen Priebus (zwischen Rothenburg O. L. und Bad Muskau östlich der Neiße gelegen). Die dortigen Eintragungen im Kirchenbuch von 1621 weisen zwei Maler gleichen Namens aus. Der Eine, Elias (der Ältere), lässt 1633 einen Sohn auf denselben Namen Elias (der Jüngere) taufen. Der Vater (um 1667 verstorben) und zwei seiner Söhne werden als Maler bezeichnet; ein weiterer Maler, Johann Nicolaus Schmied, wohl aus Pirna stammend, ist mit der genannten Malerfamilie persönlich eng verbunden. Aus den vergilbten Eintragungen in einem alten Kirchenbuch also lässt sich im Blick auf diese Personen der Schluss ziehen, dass es in Priebus wohl eine kleinere Malerschule gegeben haben könnte, deren Geschichte aber noch völlig unerforscht ist.

Jedenfalls dürfte der jüngere Elias Kramer der Mann sein, dessen Spuren am Weinhübler Altar zu finden sind. Ob er aber auch das Gemälde geschaffen hat, ist mit letzter Sicherheit bislang nicht festzustellen, da es, wie damals allgemein üblich, keine Signatur trägt. Doch es gibt mehrere gewichtige Gründe, die seine Urheberschaft bezeugen dürften. Zum einen wird Elias Kramer nach den Eintragungen im Priebuser Kirchenbuch als Maler genannt, nicht als Anstreicher oder Stubenmaler. Zum anderen steht da die relativ hohe Summe, die er als Entgelt für seine Tätigkeit innerhalb von zweiundzwanzig Wochen er-

hielt, nämlich 92 Taler. Der Bildschnitzer bekam für die Gestaltung des Altars, die sich aus uns unbekanntem Gründen etwa zehn Jahre hinzog, nur ganze 54 Taler. Die Kostenrechnung dafür findet sich als Abschrift in der Chronik des Weinhübler Pfarramtes.

In dieser Kostenrechnung wird fast nebenbei erwähnt, dass 5 ½ Schock Holz gekauft werden mussten, um die Stube (Werkstatt?) zu beheizen, in der der Maler arbeitete. Auf Grund der niedrigen Räume in den ländlichen Häusern darf man vermuten, dass das Altarbild während der kalten Jahreszeit in einer solchen Bauernstube gemalt worden sein könnte, während die Silbervergoldung des hölzernen Schnitzwerks mit seinen wesentlich größeren Ausmaßen innerhalb der wärmeren Jahreszeit im Kirchraum vollzogen wurde.

Schließlich gibt es in der Kostenrechnung einen Hinweis darauf, dass ein Tischler des Ortes siebzehn Silbergroschen für drei Bretter bekam, die er „zur Austäfelung des Conterfeys der Kreuzigung Christi“ herzurichten hatte. Jene drei ineinander verspundeten Bretter sind nach mehr als 300 Jahren noch immer ein makellostes Zeugnis handwerklichen Könnens; sie lassen sich bei näherer Betrachtung des Gemäldes unschwer erkennen – eine tischglatte Fläche ohne jegliche Verwerfung.

Mit dieser dreifachen Begründung – Höhe der Malerkosten, notwendige Heizungskosten für die Malerwerkstatt, Herstellung einer Gemäldetafel vor Ort – gäbe es keine ernsthaften Einwände gegen den Schluss, dass Elias Kramer der Schöpfer des unsignierten Bildes sein dürfte.

Während sich die Spuren des Bildschnitzers Jacob Riese bislang nur noch einmal



Kanzelkorb (Details)



Detail des Altars in der Auferstehungskirche:  
Triumphgruppe über dem Altargiebel, 1693



Taufengel (1788)

in dem vor Jahren restaurierten Christusaltar in Lindenau (in der Nähe von Ruhland) finden, gibt es derzeit keinen weiteren Hinweis auf Elias Kramer und sein Schaffen – nicht einmal in der Lausitz.

Das Altargemälde wird von zwei gewundenen Säulen flankiert, verziert mit einem aufwändigen Schnitzwerk von Rebenblättern und Trauben – sinnfällige Gestaltung des Christuswortes vom Weinstock und den Reben (Joh. 15,5). Die zu beiden Seiten anschließenden Altarwangen bilden ein vielfach verschlungenes arabeskenartiges Geflecht phantasievoller Blätter. Das im Altarauszug liegende Relief, von zwei kleineren Säulen eingefasst und ebenfalls von kleineren Seitenwangen begrenzt, zeigt die Grablegung Christi, besonders hervorgehoben die Gestalten des Joseph von Arimathäa und des Nikodemus. Den Abschluss bildet ein goldenes Dreieck, in der Barockzeit oft das Symbol für die Heilige Dreifaltigkeit. Es umschließt die

hebräischen Buchstaben des Gottesnamens Jahwe. Eine Triumphgruppe rundet die Darstellung ab – hinweisend auf den Ostermorgen: Bis in die Gewölbetbögen hinein stößt die Siegesfahne Christi, gleichsam so, als hätte der Schnitzer die wenige Jahrzehnte zuvor entstandenen Verse von Paul Gerhardt bereits gekannt: *Er war ins Grab gesenket, / der Feind trieb groß Geschrei. / Eh er's vermeint und denket, / ist Christus wieder frei / und ruft Viktoria, / schwingt fröhlich hier und da / sein Fähnlein als ein Held, / der Feld und Mut behält.*

Das Ergänzungsstück zum Altar bildet die holzgeschnitzte Kanzel von einem unbekannten Künstler, wohl im ersten Viertel des 18. Jh. entstanden. Der Kanzelkorb wird von Symbolen geprägt, die dem Leiden und Sterben Christi zuzuordnen sind: Hammer und Zange, Dornenkrone und Kreuzesbalken, auch das fähnleinähnliche Tuch mit der Überschrift des Pilatus über dem Kreuz – INRI – (für: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum = Jesus von Nazareth König der Juden). Das alles wird gehalten und vorgezeigt von einer vielköpfigen, quicklebendigen Engelschar. Die Außenfläche des Kanzelaufgangs trägt die geschnitzte Darstellung des Schweißbuches der Veronika, jener Anhängerin Christi, die ihm, der frommen Legende zufolge, ein Leinentuch reichte, als er auf dem Weg nach Golgatha schweiß- und butüberströmt zusammenbrach. Nachdem er sich das Gesicht damit getrocknet hatte, blieben die Züge seines Anlitzes in dem Leinenstoff für immer eingepreßt. Dieses Tuch soll fortan Wunderheilung bewirkt haben – sogar der römische Kaiser Tiberius erhielt durch dessen Anblick die Gesundheit wieder.

Über der Krone des Schalldeckels wiederholt sich die Aussage vom Altar her: Der aufgestandene Christus trägt zum Zeichen seines Sieges einen Palmenzweig. Zu Füßen des Herrn liegt, einst von Mose gebracht, das Tafelwerk des Gesetzes, nun erfüllt durch den Opfertod am Kreuz.

Eine Besonderheit, wahrscheinlich vom Ende des 18.Jh., ist der schwebende Taufengel im Altarraum. Nahezu von Lebensgröße, wird er bei Bedarf herabgelassen, um in der Krone, die er Leben verheißend in der Hand hält, die zinnerne Taufschale (datiert von 1788) aufzunehmen.

Zwei klassizistisch empfundene Altarleuchter aus Zinn in schlicht-strenger Säulenform weisen in der Gravur die Jahreszahl 1799 auf. Die Messingkronleuchter sind eine Stiftung Johann Christian Müllers, um 1810 Erb- und Gerichtsherr zu Niederleschwitz und Patron der Kirche. Die stilistisch dazu passenden flämischen Wandleuchter wurden um 1955 angebracht. Eine Taufkanne aus Zinn, 1819 datiert, stammt von Samuel August Sohr, dem damaligen Bürgermeister von Görlitz und gleichzeitigen Patron des Kirchspiels.

Die schlichte, schmucklose Orgel von 1875 ist ein Geschenk des Dresdener Kaufmanns Demisch und seiner Ehefrau, das letzte Instrument in den Görlitzer Kirchen, das seit der Indienststellung noch immer ohne jegliche Generalreparatur oder gar völlige Erneuerung spielbar blieb. Das Werk wurde Anfang 2005 mit Hilfe der Deutschen Stiftung Denkmalschutz saniert. Es verfügt über zwei Manuale, 18 Register und 891 Pfeifen. Die Orgel gilt als kulturgeschichtlich bedeutsames Erbe deutscher Handwerksarbeit aus der Region; sie ist das einzige erhaltene Werk des Görlitzer Orgelbaumeisters Carl Nißler.

### ***Das interessanteste Altarbild der Görlitzer Kirchen: Der Weinhübler Reiter***

Das Altarbild (Retabel, Altarblatt), mit großer Wahrscheinlichkeit das Werk des Malers Elias Kramer aus Priebus, wird von einem ovalen Rahmen eingefasst, der Mandorla der Romanik nachempfunden, jener Mandelform, in deren Mitte der leidende oder triumphierende Christus dargestellt wurde.

Zwischen den beiden Schächern ragt das Kreuz Christi aus dem Mittelpunkt heraus. Der helle Leib des Schmerzensmannes hebt sich auffallend von den dunkleren Farben der Umgebung ab, so dass der Blick des Betrachters zuerst auf ihn fällt. Die verrenkten Arme der Schächer sind über Querbalken des Marterholzes gezerrt. Links neben dem Kreuz kniet eine elegant gekleidete, überaus anmutige Frau. Vier andere Frauen in schlichter Gewandung nehmen den vorderen rechten Bildrand ein und trösten sich gegenseitig in ihrem Schmerz. Hinter ihnen sitzt auf einem Schimmel inmitten uniformierter Soldaten ein orientalisch gekleideter Reiter, den man der Legende nach als den römischen Hauptmann Longinus deuten könnte, den Befehlshaber der Hinrichtungskohorte. Im linken Hintergrund herrscht ein überaus volkreiches Getümmel. Aus der Menge heraus reckt ein Mann in vornehmer Kleidung beide Arme wie anklagend zum Himmel. Ist es einer der Freunde Jesu, vielleicht einer aus dem Kreise der Pharisäer? Am linken Bildrand steht traurig Johannes im Gewand eines Pfarrers, der Lieblingsjünger Christi. Die offene



Retabel (Altarbild) von 1793



Der Weinhübler Reiter  
(Detail aus dem Altarbild)

Grube vor dem Kreuz erinnert an das Grab Adams, das man nach einer uralten Legende aus den Anfängen der Christenheit unweit des Kreuzstandortes sehen wollte – Erinnerung daran, dass durch den ersten Menschen der Tod in die Welt kam, während er durch Christus am Marterholz überwunden wurde. Der Hintergrund des dunkel gewordenen Bildes verliert sich in den kaum erkennbaren Umrissen einer Stadt – Jerusalem vielleicht.

Ein Lichtschimmer über dem Kreuz Christi hellt den bedrohlich dunklen Himmel ein wenig auf – ein erster schwacher Hinweis auf den kommenden strahlenden Ostermorgen. Alles in allem: Ein Bild von außerordentlicher Dynamik und starker Aussagekraft zur Karfreitagsgeschichte, die der bibelkundige Betrachter uneingeschränkt darin wiederfindet.

Schon um 1930 wird die Auffassung überliefert, dass dieses Altarblatt der Werkstatt des schlesischen Barockmeisters Michael Leopold Willmann (\*1630 in Königsberg, +1706 in Leubus) nahesteht. Er war auf seiner Wanderschaft in den Niederlanden ein Enkelschüler von Rembrandt, Rubens und van Dyck und gilt als der Maler der schlesischen Zisterzienser, titulierte zuweilen auch als „Schlesischer Raffael“. Zu seinen bedeutendsten Werken gehören die Ausgestaltung der Klöster Leubus (an der Oder) und Heinrichau (südlich von Breslau), ebenso der Josefskirche in Grüssau.

Er kopierte bei der Ausmalung in Heinrichau in einer Lünette, allerdings seitenverkehrt, ein Tintorettobild, blieb aber mit den vergleichsweise bescheidenen Maßen von 345 cm : 330 cm wesentlich unter denen des italienischen Meisters (12 m Grundlänge, ausgestellt in der Scuola Grande di San Rocco in Venedig). Mit diesem Kolossalgemälde gestaltete der Italiener eine Erweiterung der Karfreitags-

geschichte, indem er in seine Darstellung die Patrizier von Venedig mit einbezog – bis hin zu prunkvollen Reitern aus den vornehmen Geschlechtern der Stadt. Auch elegant gekleidete Frauen gehören dazu. Wen diese Personen allerdings darstellen, ist nicht (mehr) bekannt.

Was hat das mit dem Weinhübler Altarbild zu tun? Möglicherweise sehr viel. Hält man es für denkbar, dass Kramer zur Werkstatt Willmanns gehörte, dann ist anzunehmen, dass er jene Tintoretto-Kopie in Heinrichau kannte. Vielleicht hat er sogar während seiner Wanderjahre das Original in Venedig gesehen. Wollte auch er in der Manier des italienischen Meisters die Karfreitagsgeschichte erweitern?

Nach den biblischen Berichten stehen drei Frauen unter dem Kreuz Christi, nämlich die Mutter Maria; deren Schwester gleichen Namens, die Frau des Klopas; schließlich Maria von Magdala (Joh. 19,25). Zu dieser Gruppe auf Kramers Bild gehörte hier aber eine vierte – wer mag sie sein? Wir wissen es nicht. Doch dürfte diese Gruppe der vier Frauen in der rechten unteren Bildhälfte wohl schlichte Menschen aus der dörflichen Bevölkerung verkörpern.

Ungewöhnlich für ein Passionsbild scheint nun eine weitere, eine fünfte Frauengestalt, die der Maler hinzugefügt hat. Sie kniet, wie schon erwähnt, exponiert von den anderen unter dem Kreuz Christi, die Hände vor die Brust gehoben, mit ihren Blicken das Anlitz des Erlösers suchend? Ist sie die bislang unbekannte Stifterin des Altars? Sie stellt gleichsam einen zweiten Mittelpunkt des Bildes dar. Auf jene Frau schaut nicht nur Christus von der Höhe seines Marterholzes, sondern auch der Reiter, der weniger wie ein römischer Offizier gekleidet ist, sondern eher wie ein orientalischer Potentat. Mit starker Hand zügelt er das ungeduldige Pferd – der Weinhübler Reiter. Die Frau und der Mann scheinen zusammenzugehören.

Da unbekannt geblieben ist, wer nach 1680 den Altar der Weinhübler Kirche und sein Retabel in Auftrag gegeben hat, dürfen Vermutungen herhalten, was es mit den genannten Personen auf sich haben könnte. Sie ergeben sich aus der Ortsgeschichte von Leschwitz um 1600. Möglicherweise fanden hier Anklänge an Begebenheiten aus der Welt der Großen ihre Widerspiegelung, um sie späteren Generationen auf diese Weise zu überliefern. Dazu ließe sich folgende Überlegung entwickeln:

1581 war der damalige Landesälteste von Görlitz, Hans von Warnsdorf (geb. 1543), Patronatsherr von Posottendorf-Leschwitz geworden. Als Landesältester versah er den Auftrag eines Sprechers der Adelligen im Görlitzer Umfeld. Kaiser Rudolf II. bestätigte ihn 1592 als Erbherr der Liegenschaften an der Neiße. Solche Auszeichnung dürfte den Potentaten eine erkleckliche Summe gekostet haben, doch dem Herrn auf Kuhna (östl. der Neiße), Mengelsdorf, Reichenbach, Kunnerwitz, Tauchritz, Uhyst a. d. Spree u. a. – insgesamt waren es mehr als 15 Dörfer oder Dorfanteile – saß das Geld locker im Beutel. Nur das Geschlecht der Emmerichs, dessen einer das Heilige Grab in Görlitz stiftete, hatte einst in der Lausitz noch größeren Reichtum aufzuweisen als der von Warnsdorf.

Nach zeitgenössischen Berichten galt Hans von Warnsdorf als einer der wackersten Männer seiner Epoche (was immer man auch darunter verstehen mochte). Er brachte seine Jugend an fürstlichen Höfen zu, zog tapfer für seinen Kaiser gegen die Türken zu Felde, wobei ihm in einer Schlacht acht (!) Pferde unter dem Leib zusammengeschos-



Maria Magdalena unter dem Kreuz Christi  
oder die Frau des Reiters?  
(Detail aus dem Altarbild)

sen worden sein sollen. Am Hof zu Prag (und in Wien) stand er infolge seiner oft angerufenen Vermittlertätigkeit in hohem Ansehen – sicherlich auch seines Geldes wegen, das er dem Kaiser reichlich vorstreckte.

Er soll der Mann gewesen sein, der sich den wohl teuersten Kuss der Weltgeschichte leistete: Während einer Festlichkeit am kaiserlichen Hof ließ er sich in einer weinseligen Laune dazu hinreißen, der Kaiserin (oder war es die Maitresse des Herrschers?) beim Tanz die Lippen auf deren bloße Schultern zu drücken.

Er wäre stehenden Fußes in Ungnade gefallen, hätte er dem Kaiser nicht die eben ausgeliehenen 30.000 Dukaten in einer höchst generösen Geste geschenkt – ein Mann also, dessen Taten (und sei es nur in der phantasievollen Vermischung von Dichtung und Wahrheit) in aller Munde waren, willkommene Lebenswürze für Große und Kleine in einer fernsehlosen Zeit.

Hans von Warnsdorf starb 1613. Seine Nachkommen saßen noch bis in die vierziger Jahre des 17. Jh. in Weinhübel – ein halbes Jahrhundert

später entstand das dortige Altarbild. Wäre es nicht denkbar, dass der reich gekleidete Herr auf dem Schimmel der vormals berühmte Patron des Dorfes an der Neiße sein könnte? In der Erinnerung der Menschen dürften seine Taten jedenfalls noch lange lebendig geblieben sein.

Fast sieht es aus, als sei er eben dabei, eilig zu einem Kriegszug aufzubrechen. Die türkenähnliche Kopfbedeckung scheint das Ziel anzudeuten. Ein zweiter Reiter, nahezu unauffällig auf einem Fuchs, fast verdeckt durch den Schimmel, ein Mohr, wie man damals Menschen aus dem Orient nannte, ein kaiserlicher Bote vielleicht oder ein Freund des Landesgewaltigen, auch er in orientalischer Kleidung, unterstreicht den drängenden Augenblick des Aufbruchs.

Nimmt Hans von Warnsdorf in diesem Augenblick Abschied von seiner jungen Frau, die links neben dem Kreuz Christi kniet? Er war übrigens dreimal verheiratet – das Kindbett forderte damals viel zu oft das Leben junger Mütter. Wo aber gäbe es für die Daheimbleibende in den Ungewissheiten des Lebens, nicht weniger für den in die Unwägbarkeit eines Krieges aufbrechenden Mann, eine größere Geborgenheit als unter den ausgebreiteten Armen des Kreuzes Christi? Solche existenziellen Fragen waren den Menschen jener Zeit weihin tiefer vertraut als uns Heutigen – und auf jeden Fall wert, ins Bild gesetzt zu werden.

Aus der wimmelnden Personenfülle im Hintergrund, unmittelbar neben dem Kopf des ungebärdigen Schimmels, tritt eine der Figuren auffallend ins Gesichtsfeld: ein unternehmungslustiger, pausbäckiger Mann in einer offenbar neuen Uniform. Voller Tatendrang ein Fähnlein schwingend – der Waffenträger des Reiters? Er sieht so aus, als wolle dieser junge Mann die Blicke des Betrachters auf sich ziehen. Warum sollte man in ihm nicht die Gestalt des Malers vermuten, ein Selbstbildnis des Elias Kramer also – wenn er denn wirklich der Schöpfer des Bildes gewesen sein sollte. Es war die in jener Zeit oft anzutreffende (und bis heute durchaus übliche) Manier eines Künstlers, sich selbst in sein Werk einzubringen.

Den Mann im linken Hintergrund mit den beschwörend erhobenen Armen könnte man dann als Kaufmann oder Gläubiger des Grundherrn betrachten, der wohl noch ein einträgliches Geschäft mit ihm tätigen oder gar ausgeliehenes Geld zurückholen wollte – der beginnende Kriegszug dürfte ihm offensichtlich einem empfindlichen Strich durch die Rechnung gemacht haben.

Schließlich sei noch auf den Jünger Johannes hingewiesen, der nach Art eines Pfarrherrn gekleidet ist und schmerzzerrissen am linken Bildrand steht. Es wäre durchaus folgerichtig gedacht, in ihm jenen tatkräftigen Ortsgeistlichen zu sehen, der während des Patronats Hans von Warnsdorfs fast ein halbes Jahrhundert lang die Pfarrstelle inne hatte: Johann Schmieden (auch Schmyd) gen. Fabricius (auch Fabricium). Dieser latinisierte Name steht zusammen mit denen der damaligen Kirchväter (den Gemeindeältesten) in Bronzebuchstaben auf dem unteren Rand der großen Glocke von 1571, die zu Lebzeiten Schmiedens auf den Turm gebracht wurde, allerdings noch unter dem Leschwitzer Patronat der Vorgänger Hans von Warnsdorfs. Ein weiterer Hinweis auf das Wirken dieses Pfarrers ist der wuchtige Grabstein des Mannes, der nunmehr älteste auf dem Weinhübler Kirchhof, datiert 1609 – zu finden an der Nordseite der Kirche und noch immer interessant wegen seiner kostümgeschichtlichen Gestaltung. Die Jahreszahl MDCIX war in den letzten Jahrzehnten des 20. Jh. trotz starker Verwitterung noch gut zu entziffern.

Möglich wäre es aber auch, dass der Pfarrer am linken Bildrand einen ganz anderen Geistlichen verkörpert: Gottfried Nicht, in dessen Amtszeit zwischen 1666 und 1705 der Altar aufgestellt wurde.

Wie dem auch sei: Mit großer Wahrscheinlichkeit geht die Aussage des Altargemäldes der Weinhübler Auferstehungskirche über das zentrale Anliegen eines Passionsretabels hinaus. Wenn der Name des Stifters oder Auf-



Ältester Weinhübler Grabstein von 1609  
(Nordostecke der Kirche)

traggebers überliefert wäre, ließen sich die Vermutungen über den historischen Bezug zur Ortsgeschichte auf sichere Füße stellen. Das Gemälde wäre dann in der Tat ein kompetenter Zeuge für interessante Begebenheiten am Rande des großen Weltgeschehens, denen der kleine Ort an der Neiße durch seinen einflussreichen Patronatsherrn damals verbunden war. Inzwischen freilich wurde das Wissen darum von der Fülle zahlloser Ereignisse in den nachfolgenden Zeiten verschüttet. Auch der Historiker hat allmählich Mühe, die konkreten Fakten wieder ans Tageslicht zu fördern.

Unübersehbar aber bleibt dabei die Erkenntnis, wie tief die Kräfte christlichen Glaubens in den Generationen der Väter wurzelten – Anlass vielleicht zu neuem Nachdenken über jene Werte, aus denen der Mensch lebt, damals wie heute.

## ***Der Weinhübler Reiter unterwegs in der Lausitz und anderswo in Deutschland***

Interessant wird nun die Tatsache, dass dieses Weinhübler Altargemälde eine viel weitreichendere Geschichte hat als bisher angenommen – wodurch allerdings die enge Beziehung zur Geschichte des Hans von Warnsdorf wieder in Frage gestellt werden muss.

In einer Fernsehsendung (Bayern 3) am Sonntag nach Weihnachten 1997 – „Engels-

konzert in der Klosterkirche“ – wurde die ehemalige Benediktiner-Stiftskirche (heute Pfarrkirche St. Johannes) in Mallersdorf-Pfaffenberg, Landkreis Straubing-Bogen, vorgestellt, eine Autostunde südlich von Regensburg.

Einer der Kameraschwenks setzte einen Kreuzaltar ins Bild, dessen Altarblatt dem der Weinhübler Auferstehungskirche bis ins Detail zu gleichen schien. Schriftliche Recherchen im Pfarramt von Mallersdorf ergaben auf Grund dankenswerter Auskünfte dazu folgende wichtige Einzelheiten:

Die Mallersdorfer Kirche erhielt ihre heutige Ausgestaltung im Wesentlichen in der Mitte des 18. Jh., nachdem sie im 30-jährigen Krieg durch die Schweden verwüstet worden war. In der östlichen Seitenkapelle im Bereich des Nordschiffs dieser Kirche steht ein Kreuzaltar, 1750 in der Werkstatt von Mathias Obermayr geschaffen, einem Straubinger Stukka-teur und Bildschnitzer. Das Altarblatt, ein



Mallersdorfer Retabel  
im dortigen Kreuzaltar

ausdrucksvolles Gemälde der Kreuzigung Christi, stammt aus der Mitte des 17. Jh., entstand also fünfzig Jahre früher als das in Weinhübel. Der Maler ist nicht (mehr) bekannt; die meisten schriftlichen Aufzeichnungen zur künstlerischen Ausgestaltung der Kirche gingen mit der Säkularisierung am Anfang des 19. Jh. verloren. Dieses Altarbild in Mallersdorf aber und das in Weinhübel gleichen sich bis in die kleinsten Einzelheiten, von geringfügig unterschiedlicher Farbgebung hier und da abgesehen. Da stehen drei Kreuze: Christus und die beiden Mitverurteilten – dort wie hier – auf die jeweils gleiche Weise ans Kreuz gehängt, die verrenkten Arme der Schächer über die Querbalken gebunden. Der Reiter unter dem Kreuz des Mallersdorfer Bildes sitzt auf einem Fuchs; die Frau links zu Christi Füßen trägt einen königsblauen Überwurf; das braune Haar fällt ihr mehr als schulterlang in anmutiger Gelöstheit über den Rücken. Der Waffenknecht, der Mann mit den beschwörend erhobenen Armen, der Jünger Johannes, die weinenden Frauen – sie gleichen sich auf beiden Bildern.

Aber zwischen den beiden Kunstwerken gibt es einen nicht zu übersehenden Unterschied: Das Weinhübler Bild hat seine Wurzeln in der Werkstatt des Schlesiens Michael Willmann, das in Mallersdorf spiegelt den Manirismus Jacopo Tintorettos wider – verkörpert in dem schon genannten Kolossalgemälde des Italieners, dessen Kopie durch Willmann nach Heinrichau gebracht wurde. Die Farben des Mallersdorfer Bildes sind leuchtender, festlicher, die Gewänder der Gestalten durchweg prunkvoller – offenbar eine Darstellung des reichen venezianischen Patriziats. Im Ganzen aber ist das Mallersdorfer Bild weniger dicht besetzt als das in Weinhübel; dessen Dramatik und Dynamik zeigen eine wesentlich stärkere Ausprägung.

Doch welche Geschichte mag auf diesem Mallersdorfer Bild über die Passion Christi hinaus erzählt worden sein? Sicherlich nicht die des Hans von Warnsdorf, denn der dürfte damals in Süddeutschland kaum bekannt gewesen sein. Vielleicht handelt es sich lediglich um eine phantasievolle Gestaltung orientalischen Getümmels bei einer öffentlichen Hinrichtung, wie sie sich der Maler vorstellte. Im 16. Jh. war es im weitgesteckten Rahmen üblich geworden, Gemälde mit der Kreuzigung Christi in immer reichlicherem Aufwand und mit unterschiedlichsten Figuren auszustatten – der Zeitgeschmack des Barock führte diese Auffassung dann zu höchster Blüte.

Das Gemälde in Mallersdorf entstand um 1650, das in Weinhübel 1693. Hat Elias Kramer die Mallersdorfer Vorlage gekannt? Hat er sich während seiner Wanderjahre vielleicht in Süddeutschland aufgehalten? War er möglicherweise gar bis Italien gekommen? Es war damals durchaus üblich, zu Studienzwecken ein interessantes Bild zu kopieren und es später einmal in ein eigenes Werk zu übernehmen oder kreativ ähnlich zu gestalten. Das gehörte zu den üblichen Gepflogenheiten der Malerzunft jener Zeit – keine Rede von Urheberrechtsschutz!

Denkbar wäre es aber auch, dass Kramer sein Motiv bei einem Kollegen im heimatlichen Umfeld gefunden haben könnte. Nach dem heutigen Erkenntnisstand gibt es dieses Bild im ostsächsisch-niederschlesischen Raum (vielleicht auch in Böhmen und Süddeutschland) häufiger. Welchem von all diesen Malern aber hätte dann das ältere Mallersdorfer Bild als Quelle gedient? Oder anders gefragt: Wer hat sein Bild von welchem Kollegen kopiert?

Wohl lässt sich die Annahme rechtfertigen, dass ein Holzschnitt die Grundlage für alle diese gleichartigen Bilder sein könnte. Damit wären aber noch keineswegs die farblichen Übereinstimmungen in der malerischen Gestaltung erklärt. So viele Fragen – doch nirgendwo die kleinste Antwort! Bislang jedenfalls.

Hier nun sind die „Verwandten“ des Weinhübler Altarbildes: Da finden wir es einmal in Bautzen in der Michaeliskirche, dort durch Sigismund Heinrich Kauderbach 1693 geschaffen, im gleichen Jahr also wie das Retabel in Weinhübel. Der Bautzener Maler erfreute sich im letzten Viertel des 17. Jh. in der Lausitz besonderer Wertschätzung. Sein Gemälde ist stärker in kreativer Weise dem Mallersdorfer Bild nachempfunden, also freier gestaltet. Das wird deutlich an den drei Gekreuzigten, die auf andere Weise ins Blickfeld treten als auf dem Weinhübler oder Mallersdorfer Gemälde. Der Blick Christi fällt zudem nicht auf die kniende Frau zu seinen Füßen; auch der Blick des Reiters geht in eine andere Richtung.

Die orientalische Bekleidung des Reiters und anderer Figuren aus der Volksmenge wird in Bautzen als Hinweis auf die Türkengefahr für die alte Sechsstadt gedeutet. Das allerdings darf in Frage gestellt werden, da die Macht der Türken nach der verlorenen Seeschlacht von Lepanto (1571; Don Juan d’Austria) bereits geschwächt war, sie auch 1683 vor Wien abermals geschlagen worden waren, womit der Anspruch des Osmanischen Reiches auf Mitteleuropa aufgegeben werden musste, bis er sich schließlich nach einer abermals verlorenen Schlacht (Belgrad 1717; Prinz Eugen) erledigt hatte.

Offene Frage: Woher haben Kauderbach und Kramer zur gleichen Zeit – 1693 – die Vorlage für ihr Werk – von Mallersdorf oder „nur“ aus Uhyst an der Spree? Dort nämlich gibt es ein weiteres Altarbild der gleichen Art, geschaffen um 1670 von einem namentlich unbekannt gebliebenen Maler. Dessen Gestaltungstechnik aber erinnert wieder mehr an Tintoretto, also an Mallersdorf – besonders prunkvoll das Zaumzeug des Reiters, der hier ebenfalls auf einem Schimmel sitzt! Von hinreißender Schönheit sind auch Kleidung und Frisur der knienden Frau links zu Füßen des Kreuzes.

In Uhyst ergeben sich wie in Weinhübel Bezüge zu Hans von Warnsdorf, denn beide Orte gehörten zu dessen Liegenschaften. Hans Georg von Warnsdorf, der Sohn (1584 – 1655), verkaufte den Besitz wenige Jahre nach dem Tod des Vaters an die Herrn von Metzradt. Zwischen 1711 und 1716 entstand in Uhyst unter deren Regie das heutige Kirchengebäude. Das Retabel dürfte mit Sicherheit aus dem Vorgängerbau übernommen worden sein. Ein weiteres Mal findet sich das Weinhübler Altarbild in der Stadtkirche von Königsbrück i. Sa. (bei Kamenz). Dort entstand es ein Jahr früher als im Neißedorf, nämlich 1692. Es gleicht in Farbgebung und Gestaltung dem Gemälde in Uhyst, stammt aber nicht von Kauderbach, sondern von einem unbekanntem Meister.

Wen der Reiter in Königsbrück darstellt, bleibt offen, wenngleich bei großzügigem Umgang mit der Historie in Bezug auf die Jahreszahlen durchaus eine Erklärung gefunden werden könnte – mit einem kleinen Augenzwinkern gewissermaßen. Königsbrück als westlichster Ort der Lausitz stellte in der Zeit von deren früher Geschichte die Brücke zwischen dem Königreich Böhmen und dem Kurfürstentum Sachsen dar, widergespiegelt im Brückenschlag über den damaligen Grenzfluß, die Pulsnitz. Zur Zeit der Entstehung des Altarbildes gehörte Königsbrück dem Majoratsherrn Maximilian von Schellendorf.

Seine Liegenschaften waren ein sogenanntes Mannlehen, das später in eine freie Ständeherrschaft umgewandelt wurde.

Schellendorfs Ehe war kinderlos geblieben. Damit im Todesfall des Adligen seine Ehefrau, eine Margarete von Friesen, mit allen Rechten einer Majoratsherrin als Erbin eingesetzt werden konnte, musste der Grundherr in voller Rüstung vor den Lausitzer Ständen auf der Ortenburg zu Bautzen zu Pferd einen sog. Vorritt tun, um die Rechte für seine Frau auf solche Weise einzufordern. Die Erinnerung an diese gewiss nicht alltägliche Begebenheit wäre durch den Reiter und die kniende Frau gut vorstellbar gewesen. Allein – der spektakuläre Vorritt erfolgte erst zu einer Zeit, als das Bild schon gemalt worden war, also nach 1692. Schellendorf starb 1703.

Ein weiteres Mal findet sich das Altargemälde in der Marienkirche zu Pirna, dort aber nicht als Retabel, sondern als gerahmtes Wandbild. Seinen Grund soll das darin haben, dass der Baumeister der Königsbrücker Kirche aus Pirna stammte und von dem Kreuzigungsgemälde mit dem Reiter in dem von ihm geschaffenen Bauwerk so nachhaltig beeindruckt war, dass er es in seiner heimatlichen Pirnaer Kirche stets vor Augen haben wollte. Deshalb wurde das Duplikat angefertigt. Dabei zeigen sich geringfügige Abweichungen – beispielweise darin, dass das Kreuz Christi in eine Gloriole, einen Strahlenkranz, hineingestellt wurde. Die Urheberschaft des Bautzener Kauderbach wäre durchaus denkbar.

Von den weiteren, in den Jahren nach 2000 bekannt gewordenen Bildern seien zwei Gemälde ähnlicher Art unter der Orgelepore der Görlitzer Peterskirche genannt. Ein anderes, 2. Hälfte des 18. Jh., unbekannter Maler, hängt im Erzgebirgsmuseum in Annaberg-Buchholz. Auch in der Schlosskapelle zu Friedland findet man ein Retabel der Weinhübler Art, ebenso in der Dorfkirche St. Ursula zu Friedersdorf a. d. L.

Spannend bleibt die Hoffnung auf weitere Entdeckungen verwandter Bilder, sei es in der Lausitz oder anderswo in Deutschland, in Polen oder Tschechien. Noch spannender aber gestaltet sich die Frage, ob das Geheimnis der historischen Persönlichkeit des Reiters eines Tages wirklich gelöst werden kann. Bis dahin (und vielleicht darüber hinaus) gilt der Potentat auf dem Schimmel jedenfalls als der Weinhübler Reiter!

Im Zusammenhang mit dieser Problematik aber bleibt eine weitergehende Frage bislang völlig offen – die nach dem „Mutterbild“, in dem alle genannten Passionsbilder mit dem Reiter ihren Ursprung haben müssten. Es könnte ein Holzschnitt gewesen sein. Aber damit gäbe es noch keineswegs eine Erklärung für die weitreichende Übereinstimmung der Farbgestaltung bei den einzelnen Gemälden. So viele Fragen also – und noch immer so wenig Antworten!

Unbestritten aber besitzt die Auferstehungskirche in Görlitz-Weinhübel mit ihrem Altarbild ein Juwel, das im Reigen der kulturgeschichtlichen Schätze der Stadt einen glanzvollen Stellenwert haben dürfte.

## ***Die Pfarrerschaft von Posottendorf-Leschwitz auf dem Weg durch die Jahrhunderte***

Die Liste der Männer, die im Lauf der Jahrhunderte das Pfarramt in Posottendorf-Leschwitz, später Weinhübel, inne hatten, ist lang. Ihre Namen und ihr Wirken sind Teil der Ortsgeschichte, der guten wie schweren Tage, die sie gemeinsam mit den Menschen ihres Dorfes durchlebten, durchlitten und immer wieder auch aus den Wurzeln ihres Glaubens heraus in getroster Zuversicht aktiv gestalteten – allen Widrigkeiten zum Trotz.

1423	Johann Haberland
1425 – 1433	Thomas Freiberger
1448 – 1500	Wentzel Hochmuth
1495 – 1501	Johann Heer
-- 1555	Theodorus Cranalt, erster evangel. Pfarrer (beigesetzt vor dem Altar)
1555 – 1562	Donat Pfeiffer
1562 – 1609	Johann Schmieden gen. Fabricius (ältester Grabstein in Weinhübel a. d. Nordostecke der Kirche)
1609 – 1611	Paul Weigel (nach seiner letzten Predigt an der Pest verstorben)
1612 – 1651	Bartholomäus Warmnest
1651 – 1665	Christian Schön
1666 – 1705	Gottfried Nicht
1705 – 1717	Gottfried Nicht (Sohn des Vorigen)
1718 – 1728	Gotthold Herrmann
1727 – 1733	Casper Mildner
1734 --	Johann Adam Schön(e)
1758 – 1761	Christian Georg Wendel
1762 --	Johann Gottlob Schlecht
1790 – 1794	Friedrich Georg Sternberg
1795 – 1847	Traugott Lebrecht Haike (Grabstein an der Südostseite der Kirche)
1847 – 1864	Christian Friedrich Haike, Sohn des Vorigen (Grabstein an der Südostseite der Kirche)
1865 – 1868	Friedrich Otto Apelt
1868 – 1872	Andreas Eduard Lentz
1872 – 1882	Carl Gotthelf Hande
1882 – 1887	Vakanz, verwaltet von Wendisch-Ossig durch Julius Fritsche, Urgroßvater von Kons.Rat Gotthard Bunzel, nach 1945 langjährig als Pfarrer an der Peterskirche tätig
1887 – 1917	Maximilian Fritsche
1917 – 1931	Friedrich Müller
1931 – 1943	Friedrich Kiock
1943 – 1955	Hermann Tiesler
1956 – 2002	Kons.Rat Helmut Reese
1975 – 2005	Martin Königer
2005	Ulrich Wollstadt

## *Schritte vom Gestern ins Heute*

Zur Geschichte von Posottendorf-Leschwitz gehört der nicht zu vergessende mehrfache Territorialwechsel, freilich eingebettet in die Geschichte der Oberlausitz. 1635 löste Kaiser Ferdinand II. im sog. Sonderfrieden zu Prag das Land bis zum Queis aus dessen jahrhundertelanger Zugehörigkeit zu Böhmen, um auf diese Weise seine Kriegsschulden an Sachsen zu bezahlen. Knapp 200 Jahre später, 1815, genügte ein Federstrich des Wiener Kongresses, um Teile der Lausitz wieder von Sachsen zu trennen – ein Machtgebaren wie eh und je, wenn Sieger nach einem Krieg das letzte Wort sprechen. Sachsen hatte bis zum bitteren Ende an der Seite Napoleons gestanden. Fortan gehörten nun weite Gebiete der Lausitz zu Preußen, der östliche Teil bis zum Queis verwaltungsmäßig zum Regierungsbezirk Liegnitz in Niederschlesien. Noch einmal 130 Jahre später, 1945, wurde die Neiße zu einer welthistorisch bedeutsamen Staatsgrenze zwischen Deutschland und Polen, wobei der äußerste Zipfel der Lausitz zwischen der Neiße und dem 20 km östlich fließenden Queis von nun an unter polnische Staatshoheit geriet.



Neißewehr in Weinhübel: Endstation der Kahnfahrten



Der „Reichshof“ (nach 1930)  
Ansicht vom Parkplatz am heutigen „Kaufland“ in Richtung Osten über die Zttauer Straße



Das übrige einstmals von Niederschlesien aus verwaltete Gebiet der Lausitz kehrte zu seinen Wurzeln zurück, nach Sachsen, in den Jahren der DDR im engeren Sinne zum Bezirk Dresden. Mit der neuen Ostgrenze verlor das ehemalige Leschwitz seinen östlich der Neiße gelegenen Ortsteil Posottendorf.

Man könnte im Blick auf diese gravierenden politischen Veränderungen in abgewandelter Form den Historiker Theodor Mommsen zitieren: Fast scheint es, als wären die Menschen in Weinhübel immer dabei gewesen, wenn die Weltgeschichte um die Ecke bog.

Die Entwicklung des Verkehrsgeschehens führte im 19. Jh. mit dem Bau der Eisenbahnstrecke Görlitz-Zittau zur Anlage des ortseigenen Bahnhofs, allerdings in ungünstiger Randlage zum Wohngebiet. 1930 bekamen die (damals noch) Leschwitzer eine Anbindung an die Görlitzer Straßenbahn, die bis zum damaligen „Schweizerhaus“ führte, einer längst abgerissenen Gaststätte an der heutigen Ampelkreuzung beim Deutsch-Ossig-Ring. In jener Zeit fuhr das beliebte Verkehrsmittel mit einem Anhänger, der auf einem Ausweichgleis an der Endstation durch den Schaffner umgekoppelt werden musste.

Dass das kleine Dorf in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. zwischen dem einstmals prunkvollen Drei-Kaiser-Saal (in DDR-Zeiten als Autoreparaturwerkstatt genutzt) am südlichen Ortsausgang, dem beliebten Café Roland (dem örtlichen Kulturhaus während der DDR-Jahre) und dem nach 1930 in einer Brandkatastrophe untergegangenen „Reichshof“ in der Ortsmitte sowie dem „Zeltgarten“ am stadtwärts gelegenen Ortseingang mehr als ein Dutzend Gaststätten aufzuweisen hatte, zeugt von der Beliebtheit Weinhübels als damals viel geschätztes Ausflugsziel. Wer aber kennt noch das „Café Sylt“ (Ecke Zittauer / Joh.-R.-Becher-Str. 15) oder die Restauration „Stadt Coburg“ (Joh.-R.-Becher-Str. 7)?

Ohne Übertreibung darf vermerkt werden, dass die gesamte Stadt Görlitz auf Gedeih und Verderb von ihrem südlichen Vorort abhängig ist: Das Wasserwerk von 1878, inzwischen technisch hoch modernisiert, sorgt zuverlässig seit mehr als hundert Jahren für die Versorgung von Bevölkerung und Betrieben mit dem unverzichtbarem Nass.

Mit der industriellen Entwicklung um die Wende vom 19. zum 20. Jh. siedelten sich in Weinhübel einige mittelständische Betriebe an, so z. B. eine Jutespinnerei, eine Möbelfabrik, eine Produktionsstätte für Luft- und Wärmetechnik, ein Sauerstoffwerk, eine klei-

ne Tuchfabrik an der Neiße, die deren Wasserkraft zur Energiegewinnung nutzte. Die Arbeitsplätze dieser Betriebe gaben nicht wenigen Weinhübler Anwohnern Arbeit und Brot. Geblieben sind davon derzeit nur kleinere Produktionsstätten für Elektroanlagen und Stahlbau im Bereich der alten Dorfaue, vormals Standort des Dominiums.

Ein dunkles Kapitel in der Weinhübler Geschichte war im Frühjahr 1933 die Umwandlung der längst stillgelegten Tuchfabrik an der Neiße in ein provisorisches Konzentrationslager durch die braunen Machthaber, gefürchteter Zwangsaufenthalt von etwa 300 Häftlingen. (Bislang nicht bestätigte) Proteste aus der Anwohnerschaft führten nach wenigen Monaten im August 1933 zu einer ungewöhnlich raschen Auflösung der Marterstätte.

Seit 1936 hieß Posottendorf-Leschwitz im Zuge der Germanisierung slawischer Ortsnamen Weinhübel. Im Gegensatz zu manchen anderen Orten, die von der Umbenennung ebenfalls betroffen waren, unterblieb nach 1945 die Wiederaufnahme des alten Dorfnamens.

Mit dem Jahresbeginn 1949 schließlich erfolgte die Eingemeindung in die Stadt Görlitz – seither ist Weinhübel südlicher Vorort der Neiße.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die verbliebenen großen Güter des Dorfes, also auch das Dominium (in früheren Zeiten der Sitz des Grundherrn), im Zuge der Bodenreform in Neubauernstellen umgewandelt, aus denen sich dann Ende der 50-er Jahre gemeinsam mit den alteingesessenen Bauern eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft entwickelte. Mit dem ausgehenden 20. Jh. aber kam für das landwirtschaftlich geprägte Weinhübel das Ende aller bäuerlichen Tätigkeit. Unbekümmert um diesen unaufhaltsamen Gang der Dinge wuselt zuweilen noch eine kleine Schar glücklicher Hühner über die weite Dorfaue, begleitet von einem herausfordernden Hahnenschrei. Dort steht ein stattliches Dreiseitengehöft (das einstmals den eindrucksvollsten, weil mit höchster Akkuratess gestapelten Misthaufen des Dorfes aufwies – als wären Lot und Wasserwaage dabei benutzt worden). Die Giebelwand des dazugehörigen Wohngebäudes trägt eine Inschrift, die an das tatenfrohe Bauerngeschlecht und die bäuerliche Welt von einst erinnert: Das schönste Wappen von der Welt, / das ist der Pflug im Ackerfeld! 1956 begann der Bau von mehrgeschossigen Wohnhäusern westlich der Zittauer Straße, um der damals herrschenden Wohnungsnot Herr zu werden. Drei neue Schulen folgten, Vorschuleinrichtungen, die Poliklinik mit Apotheke, ein Postamt, dazu in Weinhübel-Mitte eine Ladenstraße, schließlich auch eine neue Trasse für die Straßenbahn, weg von der Zittauer Straße ins Wohngebiet hinein zu einer Wendeschleife in Weinhübel-Süd. Lagerhallen und ein großes Kühlhaus (seit der Wende von 1989 schon lange nicht mehr im Betrieb) fanden in der Nähe des Bahnhofs ihren Standort.

Die katholische Gemeinde errichtete bereits in den 60-er Jahren mit einem erfolgreich inszenierten Umbau der Unterkunft vormaliger Grenzsicherungskräfte eine kleine Kirche, deren lichthell-farbige Glasfenster das Patrozinium von Johannes Baptist und dem Heiligen Franz von Assisi aufleuchten lassen. Eigentlich handelt es sich dabei um ein winziges Kloster, in das schlesische Franziskaner nach 1945 ihren Einzug hielten – 400 Jahre nach Auflösung des damaligen Franziskanerklosters im alten Görlitz, aus dem das Gymnasium Augustum hervorging.

Nach der Wende entstand auch ein Zentrum für die Görlitzer Gemeinde Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage (Mormonen) zwischen Sonnenland und dem nördlichen Ortsrand von Weinhübel.

Eine rege Bautätigkeit also auf vielfachen Ebenen! Der ursprünglich dörfliche Charakter Weinhübels blieb damit im engeren Sinne nur noch im Umfeld der Auferstehungskirche gewahrt, die 1987 die 650-Jahr-Feier ihrer Ersterwähnung beging. Inzwischen schlossen sich im Zuge von Strukturreformen die evangelischen Christen von Hagenwerder und Tauchritz mit den Weinhüblern zur Versöhnungskirchengemeinde zusammen. Dazu gehören nun auch Kunnerwitz, Jauernick, Buschbach, Klein Neundorf, Pfaffendorf und Schlauroth – seit 2005 eine große Kirchengemeinde rund um den Berzdorfer See.

Auch die wirtschaftlichen Strukturen haben sich mit der Jahrtausendwende längst in erheblichem Maße gewandelt. Das zeigt sich derzeit vor allem in der Dominanz von etwa einem halben Dutzend Großmärkten im Ortsgebiet wie auch in einem vielfältigen Angebot des Dienstleistungssektors.

Ein besonders Kapitel für die Weinhübler Einwohner in der letzten Hälfte des 20. Jh. stellte das seit den 50-er Jahren einige Kilometer südwärts errichtete Kraftwerk von Hagenwerder dar und die damit verbundene Erweiterung der Braunkohlengrube von Berzdorf. Dieser Ort gehört zu denen in der Lausitz, die dem Tagebau weichen mussten



Güner Hain: Jauernick-Buschbach und Kraftwerk Hagenwerder (1989)

– wie kurz vor der Wende wegen der nordwärts zielenden Ausdehnung der Grube auch Deutsch-Ossig. Tragisch für das Weinhübler Nachbardorf: Kurze Zeit nach der Devastierung wurde der Braunkohleabbau eingestellt. Ein Lichtblick trotzdem: Die wertvolle Rokokokirche wurde nach 1988 als Kopie-Bau originalgetreu nach Königshufen umgesetzt. Im Zuge der Sanierung der arg geschundenen Landschaft begann in den 90-er Jahren die Flutung der Grube, die inzwischen eine Ausdehnung von etwa 10 qkm erreicht hatte. Wäre es möglich gewesen, die Peterskirche auf die Tagebausohle zu stellen, hätten deren Turmspitzen etwa in gleicher Höhe mit dem Grubenrand gelegen. Jetzt weckt der neu entstehende Baggersee, der sich vom Südrand Weinhübels bis nach Tauchritz erstrecken soll, die Hoffnung auf neue Perspektiven als attraktiver Touristenmagnet wie als großartiges Naherholungsgebiet – und damit letztlich auch auf die Schaffung neuer Arbeitsplätze.

Mit der Stilllegung des Tagebaus ging die Geschichte des Bergbaus im Weichbild von Weinhübel zu Ende. Der Abbau von Braunkohle hatte hier zwar in bescheidenen Maßen bereits in der Mitte des 19. Jh. begonnen, wurde aber auf Grund der wirtschaftlichen Notwendigkeiten erst nach dem Zweiten Weltkrieg über vier Jahrzehnte lang in gigantischem Maße hochgefahren. Mit den drei Ausbaustufen des Kraftwerks Hagenwerder und dem damit verbundenen Schornstein von etwa doppelter Peterskirchturmhöhe, einem der höchsten in der Lausitz, war eines der größten Kraftwerke der DDR entstanden, das immerhin mehr als 10% des damaligen Energiebedarfs für das Land lieferte. Zugleich war es wohl der teuerste aller Energieproduzenten in der DDR, rissen doch gefährliche Bodenrutschungen immer wieder neue, ungeplante Löcher in den Staatssäckel.

Positiv: Mit zeitweilig mehr als 3.000 Beschäftigten gehörten Kraftwerk und Grube zu den größten Arbeitgebern der Region. Negativ: Der Abgas- und Rußausstoß belastete über Jahrzehnte hinweg flächendeckend ein weiträumiges Gebiet im Umfeld von Görlitz.

Mit der Jahrtausendwende fielen Schornsteine, Kühltürme und Kesselbau dem Abriss zum Opfer. Nur ein letzter großer Betonblock erinnert bislang noch an den Industriegiganten von einst.

Aber nicht nur an diesem Kraftwerksbau, der sich einige Jahrzehnte dominierend in die Landschaft reckte, erleben die Menschen in Weinhübel, dass das alte Wort aus Schillers „Tell“ nichts von seiner zeitlosen Gültigkeit verloren hat: „Was Hände bauten, können Hände stürzen.“

Zwei der drei Schulen der DDR-Zeit wurden auf Grund sinkender Schülerzahlen bereits geschlossen – junge Leute ziehen aus Görlitz weg, den Arbeitsmöglichkeiten nach, die hier im Grenzgebiet knapp geworden sind. Eine der Kindertagesstätten wurde als „Haus Regenbogen“ in die Trägerschaft der Auferstehungskirchgemeinde übergeben. Das Postamt hat seine Schalter schon lange geschlossen. Die daneben liegende Kaufhalle bleibt verwaist und ungenutzt, ebenso wie die einst schmucke Ladenstraße – ein Eldorado für unbedarfte Sprayer, die alles andere als Kunstwerke schaffen.

Die überdimensionierten Wohnblöcke am Deutsch-Ossig-Ring wie auch das kurz vor der Wende aufgetürmte Ungetüm eines Arbeiterwohnheims, das wegen der Stilllegung des Kraftwerks Hagenwerder nie genutzt wurde, dazu hier und da einige nicht mehr belegte

Wohnblöcke verfielen dem Abriss. Nicht wenige Häuser aus den 70-er Jahren des 20. Jh. aber wurden sachkundig restauriert und farblich ansprechend neu gestaltet.

Was bleibt, ist eine freundliche, ländlich anmutende Gartenvorstadt, in der es sich gut und gern leben lässt, mitunter geprägt von einer gewissen Beschaulichkeit – was sich nicht zuletzt darin widerspiegelt, dass die Straßenbahn wie einst vor 75 Jahren noch immer im gemächlichen 20-Minuten-Takt zum Mitfahren einlädt, wengleich auf veränderter Streckenführung und mit modernen Großraumwagen.

Gar nichts geblieben aber ist von dem Wein, der im 19. Jh. auf dem nahe gelegenen Hübel angebaut wurde, dem Weinberg über der Weinlache. Das ist der eigentliche Namensgeber für die wohl phantasievoll-poetische, doch keineswegs sachlich-exakte Benennung des 700-jährigen Weinhübel. Immerhin beginnt der Ort erst einige hundert Meter südwärts jener Abhänge, die einstmals kurzzeitig für den Rebstockanbau genutzt wurden.

Nun sind nach 700 Jahren neue Seiten in der Geschichte Weinhübels aufgeschlagen. Den Heutigen bleibt die gesunde Neugier darauf, was in späteren Zeiten darin wohl zu lesen sein könnte. Mögen es viele gute Nachrichten sein, die die kommenden Geschlechter dann aus dem sicherlich noch immer wechselvollen Spiel ihres Lebens den späteren Generationen mitzuteilen haben!



Der Görlitzer Maler Günter Hain:  
Malerlebnis Tagebau Berzdorf (o. J.)



Die Weißeritzbrücke von 1883 (1940)



Die Stümpfe der Weißeritzbrücke nach der Sprengung vom 7. Mai 1945 (2007)

## *Zeittafel*

**Jüngere Steinzeit:** Erste Siedlungsspuren im Dorfgebiet

**1305:** Ersterwähnung von Posottendorf-Leschwitz

**1337:** Ersterwähnung der Kirche

**1367:** Ersterwähnung der Neißebrücke

**1525:** Einführung der Reformation

**1571:** Guss der großen Glocke

**1635:** Territorialwechsel von Böhmen nach Sachsen (Sonderfrieden zu Prag)

**1815:** Territorialwechsel von Sachsen zu Preußen/Schlesien (Wiener Kongress)

**1875:** Anlage des Bahnhofs an der Strecke Görlitz – Zittau

**1930:** Verlängerung der Straßenbahnlinie vom Schützenhaus zum „Schweizerhaus“ (am heutigen Deutsch-Ossig-Ring)

**1936:** Umbenennung des Ortes Posottendorf-Leschwitz in **W e i n h ü b e l**

**1945:** Sprengung der Neißebrücke. Als Kriegsfolge Grenzziehung zwischen Deutschland und Polen entlang der Neiße (Posottendorf auf polnischer Seite)

**1949:** Eingemeindung des Dorfes in die Stadt Görlitz, innerhalb der DDR zum Bezirk Dresden gehörend.  
Namensgebung für die Auferstehungskirche Görlitz-Weinhübel

**1956:** Beginn der Neubauten der DDR-Zeit (westl. der Zittauer Straße)

**1987:** 650-Jahr-Feier der Auferstehungskirche

**1990:** Görlitz-Weinhübel, zugeordnet zur Niederschlesischen Oberlausitz im Freistaat Sachsen

**2005:** Bildung der Versöhnungskirchengemeinde aus den Kirchgemeinden rund um den Berzdorfer See

ISBN 978-3-939177-05-0